



Aleksey TASHINSKIY

Johannes Gutenberg-Universität Mainz

Sondierungen
und Reflexionen.
Translationsgeschichte als
methodologische
Herausforderung

**Translation as Event.
Performing and
Staging Translations**

Brian O’Keeffe
Larisa Cercel
Marco Agnetta
[eds.]

3/2023

**Yearbook of Translational Hermeneutics
Jahrbuch für Übersetzungshermeneutik**

Journal of the Research Center
Zeitschrift des Forschungszentrums



Hermeneutics and Creativity, University of Leipzig
Hermeneutik und Kreativität, Universität Leipzig

DOI: 10.52116/yth.vi3.76



Cite this review article:

Tashinskiy, Aleksey (2023): „Sondierungen und Reflexionen. Translationsgeschichte als methodologische Herausforderung.“ In: *Yearbook of Translational Hermeneutics 3: Translation as Event. Performing and Staging Translations* (ed. by Brian O’Keeffe, Larisa Cercel, Marco Agnetta), pp. 345–370. DOI: <10.52116/yth.vi3.76>.

Sondierungen und Reflexionen. Translationsgeschichte als methodologische Herausforderung

Aleksey TASHINSKIY
Johannes Gutenberg-Universität Mainz

Rezensionartikel zu: SCHIPPEL, Larisa / RICHTER, Julia [Hrsg.] (2021): *Translation und „Drittes Reich“ II. Translationsgeschichte als methodologische Herausforderung*. Berlin: Frank & Timme. 352 S. ISBN: 978-3-7329-0302-3.

Ein historisches Phänomen,
rein und vollständig erkannt
und in ein Erkenntnisphänomen
aufgelöst, ist für den,
der es erkannt hat, tot [...].

Nietzsche (1874/1988: 257)

Translationsgeschichte ist zumindest im deutschsprachigen Raum ein relativ junges, methodisch und theoretisch offenes

interdisziplinäres Forschungsfeld, das einerseits einem schier unendlichen unerforschten empirischen Bereich entgegenblickt, andererseits aber im Fahrwasser und im Schatten ihrer ‚Stammdisziplin‘ Translatologie agiert, deren diskursive und habituelle Prägungen nicht ohne Einfluss bleiben auf die Art, wie Translationsgeschichte ‚gemacht‘ wird, sowie darauf, was von ihr erwartet wird. Die von Larisa Schippel und Julia Richter herausgegebene, bei Frank & Timme in der Reihe *Transkulturalität – Translation – Transfer* (als Band 52) erschienene Aufsatzsammlung *Translation und „Drittes Reich“ II* lädt dazu ein, über diese Prägungen nachzudenken und mögliche Pfade in der künftigen Entwicklung dieses Feldes in den Blick zu nehmen.

Thematisch schließt der Band an seinen 2016 ebenfalls bei Frank & Timme erschienenen Vorgänger *Translation und „Drittes Reich“* an (hrsg. von Dörte Andres, Julia Richter und Larisa Schippel, Band 25 der oben genannten Reihe) und geht indirekt auf die von der Forschergruppe um Larisa Schippel (Universität Wien, i. R.) an der Humboldt-Universität Berlin organisierte Tagung zu dieser Thematik zurück. Während den ersten Band eine stark deskriptiv-explorative Ausrichtung¹ angesichts eines translationshistorisch „völlig unterbelichtete[n] Zeitraum[s]“² (Andres/Richter/Schippel 2016: 9) auszeichne-

-
- 1 Im Klappentext heißt es dort u. a.: „Die Autorinnen und Autoren *zeichnen* einige dieser Entwicklungen *nach*, berichten von Akteuren, *erzählen die Geschichten* von verfolgten, geflohenen, sich unsichtbar machenden oder unsichtbar gemachten Übersetzerinnen und Übersetzern, *beschreiben* Überwachungsmaßnahmen und Professionalisierungsbestrebungen sowie die Entstehung einer neuen Riege von Translatorinnen und Translatoren“ (Hervorh.: A. T.).
 - 2 Dieser Einschätzung zum Stand der Forschung im Jahr 2016 kann man durchaus widersprechen, denn immerhin liegt seit 2004 mit Kate Sturges Studie *„The Alien Within“: Translation into German during the Nazi Regime* eine erste systematische monographische Studie zur Transla-

te, entstand der vorliegende Band aus der Wahrnehmung heraus, dass, so die Herausgeber, „Translationsgeschichte an sich, aber Translationsgeschichte für den Zeitraum 1933 bis 1945 in ganz besonderem Maße einer gründlichen Reflexion ihrer Methoden bedarf“ (S. 11). Offenbar entstand dieses Bedürfnis aus dem Unbehagen an der bisherigen Partikularität des translationshistorischen Feldes heraus, welches bereits im Vorwort zum ersten Band zu spüren war:

Die Geschichte der Translation besteht bisher aus einzelnen Teilen, Episoden, Mikrogeschichten, die aus verschiedenen Perspektiven und mit unterschiedlichem Forschungsinteresse geschrieben sind, so dass sie sich nicht ohne weiteres zu einem Ganzen fügen. Translationshistoriographie ist noch auf der Suche nach den passenden Kategorien zu ihren Fragestellungen. (Andres/Richter/Schippel 2016: 9)

Um es vorwegzunehmen: auch der vorliegende Band liefert noch kein „Ganzes“ zur Translationsgeschichte des ‚Dritten Reiches‘ und es lässt sich auch nicht *der* theoretisch-methodologische Forschungspfad abstecken, über den ein solches Ganzes (re)konstruiert werden könnte. Man kann sich ob des obigen Zitats nicht des Eindrucks erwehren, dass hier ein bestimmtes, platonisch anmutendes Vorverständnis des Geschichtlichen mitschwingt, welches das historische ‚Einzelding‘ als etwas epistemisch Inferiores in einem Subordinationsverhältnis zu dieses ‚Einzelding‘ transzendierenden ‚größeren‘ Entitäten – Systemen, Modellen, epistemischen Formationen etc. – aufgegangen, in ‚Erkenntnisphänomenen aufgelöst‘ wissen möchte. Die facettenreichen Beiträge der Sammlung werfen indes in ihrer Gänze die Frage auf, ob ein solches ‚Ganzes‘

tion im ‚Dritten Reich‘ vor, was für andere Zeitabschnitte der deutschen Geschichte insbesondere im 20. Jahrhundert nicht gilt. Weit aus „unterbelichteter“ scheint da z. B. die Geschichte der Translation in der DDR oder um die Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jahrhundert zu sein.

vom wissenschaftlichen, genauer: vom *geisteswissenschaftlichen*, idiographisch ausgerichteten Standpunkt aus überhaupt möglich oder wünschenswert wäre.

Einzelne Facetten der Translationsgeschichte im ‚Dritten Reich‘ liefern zunächst einmal Beiträge, die, ohne explizit auf eine systematischere Betrachtungsweise abzielen, charakteristische Topoi des NS-Chronotopos, bis hin zu den Orten des Grauens, auf ihre Translationsrelevanz befragen. Das ist eine naheliegende Vorgehensweise, wenn man die *differentia specifica* von Translation unter den Bedingungen des Nationalsozialismus herauszuarbeiten sucht. Denn das NS-System erzeugte während seines 12-jährigen Bestehens spezifische Konstellationen, in die Translatoren involviert waren und die Translation erforderten bzw. induzierten: in Ghettos, in Konzentrations-, Vernichtungs- und Gefangenenlagern, an Kriegsfronten und in besetzten Gebieten mit ihren jeweils charakteristischen administrativen Strukturen, aber auch im ‚Reich‘ selbst, etwa in während der NS-Zeit entstandenen neuen Institutionen im soziokulturellen Bereich usw.

Ausgehend von der Prämisse, dass translatorische Berufe im ‚Dritten Reich‘ systemrelevant waren und dass „das Regime mit seinen Expansionsbestrebungen auf kompetente Sprachmittler angewiesen war, die zudem ideologisch mit der Führungsspitze an einem Strang ziehen sollten“ (S. 83), befasst sich RAPHAELA WILTSCHE in ihrem Beitrag (S. 83–104) mit dem 1933 gegründeten, dem Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda unterstellten NS-Berufsverband für Dolmetscher „Reichsfachschaft für Dolmetscherwesen“ und analysiert u. a. die russische Ausgabe der von dem Verband herausgegebenen Lehrhefte *Dolmetscher-Bereitschaft*, die in erster Linie Dolmetscher im Kriegseinsatz zu Adressaten hatten. Das Ziel dieser Korpusanalyse ist, textuelle Manifestationen von nationalsozialistischem Gedankengut im Sinne der NS-Propa-

ganda festzustellen. Dabei kommt die Autorin zu Ergebnissen, die den vorempirisch erwarteten Niederschlag der NS-Ideologie in analysierten Texten, gerade in Bezug auf die Sowjetunion, nicht oder nur teilweise bestätigen. So konnte sie z. B. das Konzept des „jüdischen Bolschewismus“, ein „grundlegendes Element der NS-Propaganda gegen die Sowjetunion“ (S. 90) in den Textbeispielen aus den Heften nicht finden. Einen direkten Einfluss der Rassenideologie stellte sie bei Themen fest, die die Anwendung nationalsozialistischer Ideologeme quasi unumgänglich machten, etwa wenn es um die Beschreibung ethnischer Besonderheiten der sowjetischen Bevölkerung ging. Hier war von „Turk-Blut“, „Mischungen“ usw. die Rede. Dennoch haben etliche Beispiele, die Wiltsche als Ausdruck „subtiler Indoktrinierung“ deutet, eigentlich nichts mit der NS-Ideologie zu tun, sondern stellen Diskursfragmente dar, die ganz allgemein für die Kritik an der Sowjetunion typisch und in verschiedensten politischen Kreisen und Milieus – unter Sozialdemokraten, Liberalen, russischen Emigranten usw. –, auch unabhängig von der Zäsur 1933 verbreitet waren, etwa die Kritik an der „technischen Rückständigkeit“ oder der gewaltsamen Kollektivierung der Landwirtschaft.

Translatorischen Vorgängen bzw. translatorisch Handelnden an Orten des Grauens sind die Beiträge von Malgorzata Tryuk, Marta Borning und Michaela Wolf gewidmet. MALGORZATA TRYUK beschreitet in ihrem Aufsatz (S. 29–42), der das Agieren von Lagerdolmetschern zu rekonstruieren sucht, einen geschichtswissenschaftlich ungewöhnlichen, aber durchaus überzeugenden Weg und lenkt damit zugleich die Aufmerksamkeit auf die methodologische Herausforderung, mit der das Studium der Translationsgeschichte im Allgemeinen, besonders aber der Translationsgeschichte im ‚Dritten Reich‘ einhergeht: Was tun, wenn zu nachweislich stattgefün-

denen historischen Vorgängen keine im translationshistorischen Sinne aussagekräftigen Primärquellen überliefert sind – eine Situation, mit der ein Translationshistoriker nicht selten konfrontiert wird? Tryuks Beitrag ist dem Spielfilm *Ostatni etap* (1948, dt. *Die letzte Etappe*) der polnischen Filmregisseurin und Holocaustüberlebenden Wanda Jakubowska gewidmet und behandelt die Figur der Lagerdolmetscherin Marta Weiss. Genauer: Der Film fungiert als empirische Quelle für die Rekonstruktion realer historischer Vorgänge. Seine Machart, die Verwendung authentischer Aufnahmen aus dem Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau, die Tatsachen, dass ehemalige Häftlinge als Darsteller einbezogen wurden, die Dreharbeiten am tatsächlichen Ort des Geschehens stattfanden und die fiktive Figur Mara Weiss der realen Lagerdolmetscherin Mala (Malka) Zimetbaum (1918–1944) nachempfunden wurde, all das macht aus dem Film noch kein authentisches Primärdokument. Dennoch lässt er sich als translationshistorische Quelle verwenden, da dessen Analyse es ermöglicht, so etwas wie eine prototypische Rollenposition eines Dolmetschers nachzuvollziehen, wie sie an „extremen Orten“ des NS-Regimes womöglich nicht selten anzutreffen war: „[The] uneasy position as a go-between, acting in a space between the oppressors and the oppressed, used as an instrument to convey horrific information related to life and death in the camp, or as a mouthpiece to issue degrading insults and humiliating orders“ (S. 40) – eine Position, aus der eine extreme, historisch, so scheint es, einmalige Mischung aus Einflussmacht und Selbstgefährdung des translatorisch Handelnden resultierte.

Während Tryuks Schwerpunkt auf einer einzelnen Dolmetscherfigur liegt und Wolfs Beitrag sogar einer ausführlichen Analyse einer einzigen Dolmetschszene im Lagerkontext gewidmet ist (S. 67–81) – womit beide Beiträge von ihrer empirischen Basis her ‚episodisch‘ bleiben – unternimmt Marta

Borning in ihrer Studie (S. 43–65) einen Versuch, translatorische Vorgänge an ‚exemplarischen‘ NS-Orten systematisch zu beschreiben bzw. die involvierten Akteure, deren Motivationen, Handlungsweisen und -spielräume zu rekonstruieren. Im Zentrum ihrer Untersuchung stehen kommunikative Vorgänge im Warschauer und Lodsker Ghetto. Ghettos bildeten seit 1939, als Polen von den Deutschen besetzt wurde, eine Art Zwischenstationen in der Vernichtungsmaschinerie der Nazis: Zunächst als ‚Judenviertel‘ für polnische Juden aus den betreffenden Städten und umliegenden Gemeinden eingerichtet, fungierten Ghettos zunehmend als Sammelunterkünfte für Juden aus den westlichen Teilen des Deutschen Reiches, bevor diese in die Vernichtungslager deportiert wurden. Die Nazis errichteten in den Ghettos jüdische Selbstverwaltungseinheiten, sog. ‚Judenräte‘, deren Aufgabe darin bestand, Verordnungen und Bekanntmachungen der deutschen Behörden umzusetzen und an die gemischtsprachige Ghettobevölkerung zu kommunizieren; dies machte den Einsatz von Translation auf verschiedenen Ebenen und zwischen verschiedenen Sprachen erforderlich.

Indem translatorische Vorgänge an solchen extremen Orten thematisiert werden, wird auch eine Dimension des Translatorischen angesprochen, die nicht in klischeehaften, stets Positives transportierenden Kategorien der ‚interkulturellen Verständigung‘ oder des ‚Brückenbauens‘ ausgedrückt werden kann und sozusagen jenseits von Gut und Böse liegt. Die Reflexion darüber ist insofern von Bedeutung, als solche abstrakten Vorstellungen letzten Endes ‚narrative Folien‘ bilden, die das, was man in der historischen Empirie beobachtet, als überraschend und kontraintuitiv erscheinen lassen. Eine narrative Folie dieser Art begegnet z. B. in der eben erwähnten Monographie von Sturge: Wenn Translation einen Dialog, eine Verständigung zwischen Kulturen und damit auch die Anerken-

nung des anderen impliziert, so müsste im Rahmen einer völkischen, xenophoben Ideologie ein grundsätzliches Misstrauen gegenüber bis Ablehnung der Translation dominieren. Doch Sturge stößt immer wieder auf empirische Funde – wie etwa die Zunahme der Zahl übersetzter Bücher gegen Ende der 1930 Jahre –, die im Kontrast zum von ihr rekonstruierten NS-Diskurs über „undesirability of translation“ stehen (Sturge 2004: 58).

Damit ist auch ein grundsätzlicheres hermeneutisches Problem in der Erforschung der Translationsgeschichte angesprochen: Welchen kontextuellen Bezugsrahmen wählt man, um translationshistorische Einzelbeobachtungen überhaupt deuten zu können? Welches ist das je Allgemeine, auf das man im – durchaus verständlichen – Streben nach Generalisierung das jeweils beobachtete empirisch Konkrete bezieht? Und: Ist bzw. muss dieses Allgemeine etwas Translationsbezogenes, gar ein von der Translationstheorie bereitgestelltes Allgemeines sein? Lassen sich z. B. allgemeine Charakteristika der Translation (etwa als ‚interkulturelle Verständigung‘) angeben, die zur Beschreibung und Deutung konkreter historischer Phänomene herangezogen werden können oder sollen? Es ist klar, dass von der Beantwortung dieser Fragen die methodologische Vorentscheidung abhängt, auf welchem Wege man zu weiteren Einzelbeobachtungen vordringen wird.

Es sind verschiedene Szenarien denkbar, die bis dato in unterschiedlichem Maße in der bereits vorliegenden Literatur zum Thema durchgespielt wurden und auch in diesem Band zur Anwendung kamen bzw. einer kritischen Befragung vor dem Hintergrund der jeweiligen Empirie unterzogen wurden.

Das naheliegende Szenario, dessen zusätzlicher Vorteil darin besteht, dass es allgemeinhistorische Narrative mit den dominanten Deutungsmodellen der Translationswissenschaft, etwa dem zielkulturellen Ansatz von Toury (1995/2012), – zu-

mindest auf der Ebene abstrakter Reflexion – relativ leicht in Einklang zu bringen erlaubt, besteht darin, das NS-System selbst als Bezugspunkt zu wählen, sei es als etwas „geschichtlich Einmaliges“ (Mann 1958/¹²2009: 863), sei es als ein Beispiel für politische Systeme des 20. Jahrhunderts, die etwa unter dem Stichwort ‚Totalitarismus‘ subsumiert werden. Wenn im kulturalistischen Modell von Toury die zentrale Rolle dem Kultur-Totalen der sog. ‚Zielkultur‘ mit ihren jeweils herrschenden ‚Normen‘ zukommt³, so scheint es durchaus naheliegend, ja sogar geboten, dasjenige Partikulare, das auf der Ebene von einzelnen Translaten oder im translatorischen Tun einzelner Akteure beobachtet wird, durch Rückgriff auf die unterstellte Totalität des ‚Totalitären‘ zu deuten. Wo, wenn nicht im Totalitarismus, so die zugrundeliegende Annahme, würden translatorisch Handelnde gemäß den aufoktroierten und mit harschen Sanktionen verbundenen ‚Normen‘ des ‚Regimes‘ handeln müssen?

Der epistemologische Zusammenhang zwischen dem NS-Regime als der Ebene des Allgemeinen und konkreten zu untersuchenden translatorischen Prozessen und Produkten in dessen ‚Orbit‘ lässt sich in weitere Fragestellungen ausdifferenzieren: Soll dieser Zusammenhang als ein *instrumentelles* bzw. *funktionales* Verhältnis gedacht werden, d. h. soll die Translation, die im NS-Chronotopos stattfand, als etwas aufgefasst werden, das bestimmte im NS-Kontext wurzelnde Skopoi realisiert hat, etwa die Perpetuierung der nationalsozialistischen Ideologie? Oder soll dieses Verhältnis *kausal* begriffen werden? Dann würde man in der Translation eine Art Reflex oder Spiegelung dessen sehen, was den NS-Kontext im Allgemeinen charakterisierte. Mit anderen Worten: Erzeugte der National-

3 Zur Kritik dieses Kulturalismus vgl. ausführlicher Tashinskiy (2018: 28–48).

sozialismus eine spezifische Art von Translation? Kann man den Translaten im Besonderen und translatorischen Handlungen im Allgemeinen ihren Ursprung im NS-Kontext ansehen? Herrschte in Nazi-Deutschland eine Art ‚antidemokratische‘, ‚totalitäre‘ usw. ‚Translationskultur‘ (Prunč)?

Von einer solchen ‚Rück-Verwurzelung‘ des textuell oder translationsbiographisch Partikularen in der Totalität des ‚Totalitären‘, über möglichst direkte Transmissionsriemen hegemonialer translatorischer Normen und Politiken, geht zumindest teilweise LIEVEN D’HULST aus. In seinem Beitrag (S. 15–27) entwirft er auf einer allgemeinen methodologischen Betrachtungsebene mögliche Untersuchungsobjekte und Herangehensweisen in der Erforschung der Translationsgeschichte im ‚Dritten Reich‘. Einen wichtigen Fokus seiner Überlegungen bildet dabei der Zusammenhang zwischen Translaten und ‚translatorischen Normen‘ des nationalsozialistischen „hegemonic regime“ (S. 17f.), wobei D’hulst auf die breite Expertise setzen möchte, die in der Untersuchung von Normen in den *Descriptive Translation Studies*, speziell bei Toury akkumuliert wurde (S. 18). D’hulst geht davon aus, dass es „norm-driven“ „translation techniques“ gegeben hat, die während des ‚Dritten Reiches‘ entwickelt („developed“) wurden (ebd.), ferner dass zumindest ein Teil der im nationalsozialistischen Deutschland geltenden ‚translatorischen Normen‘ sogar eine direkte Ausprägung der im literarischen Bereich wirksam gewesenen „nazi norms“ (was immer diese sein mögen) darstellte. Als Beispiel verweist er auf die Untersuchung von Ine Van linthout (2018) zu Übersetzungen flämischer Literatur ins Deutsche bzw. die Bevorzugung niederländischer und flämischer Literatur gegenüber der französischen. Tatsächlich stellte VAN LINTHOUT in ihren Studien, auch in ihrem im vorliegenden Sammelband enthaltenen Aufsatz (S. 215–232), eine ideologisch motivierte Favorisierung der flämischen Literatur als einer „blutsver-

wandten“ während der Nazi-Zeit fest, eine Favorisierung, die auch durch Sturges Zahlen teilweise untermauert wird (vgl. Sturge 2004: 60). Dennoch erscheint es fragwürdig, hier von einer ‚Norm‘ zu sprechen oder generell ein Wirksamwerden von irgendwelchen Normen anzunehmen, nur weil man eine über das entropisch Homogene hinausgehende Verteilung von Quantitäten beobachtet. Im Gegenteil demonstrieren Van linthouts Befunde eher die translationshistorische Untauglichkeit des Norm-Konzepts. Zu Recht kommt dieser Begriff in ihrer Untersuchung aus dem Jahr 2018, auf die D’hulst verweist, kein einziges Mal vor. In der Tat, wie soll hier eine ‚Norm‘ am Werk gewesen sein, wenn die flämische bzw. die niederländische Literatur in der Nazizeit zwar einen temporären Aufschwung zu Beginn des Krieges erlebt haben, die benachteiligte, also durch die angeblich ‚herrschende Norm‘ ins Abseits gedrängte französische/französischsprachige Literatur dennoch insgesamt quantitativ überwog? Laut Sturge (2004: 60⁴) gab es zwischen 1933 und 1945 438 belletristische Buch-Übersetzungen aus dem Französischen gegenüber 152 aus dem Niederländischen und 142 aus dem Flämischen. Was Sturges und Van linthouts Daten vielmehr zeigen, ist dass das übersetzerische Aufkommen der Nazizeit ein diachron ungleichmäßig verteiltes Ergebnis eines komplexen und widersprüchlichen Zusammenspiels zwischen verschiedenen, politischen und privatwirtschaftlichen, Akteuren und Faktoren war, die in unterschiedlichem Maße als systemisch bzw. kontingent betrachtet werden können: (1) die erst nach und nach vollzogene Etablierung und Verschärfung des Literaturkontrollapparates; (2) der von konfligierenden ideologischen und ökonomi-

4 Sturges Daten sind allerdings auch begrenzt aussagekräftig, da in ihrer Untersuchung keine Zahlen für die Zeit vor 1933 enthalten sind und somit eine essentielle Vergleichsgrundlage fehlt.

schen Interessen und ‚polykratisch‘ erlassenen, sich teilweise widersprechenden Vorgaben geprägte Buch- und Literaturbetrieb (vgl. Van linthout 2018: 10 und – im besprochenen Band – S. 228f.); (3) nicht zuletzt der Beginn des zweiten Weltkrieges und die damit einhergehenden Einschränkungen in Bezug auf die Publikation der Literatur ‚feindlicher Länder‘, was zu „Kompensationseffekten“ bei der flämischen/niederländischen oder skandinavischen Literaturen geführt hat (vgl. Sturges 2004: 61; Van linthout 2018: 24).

Ein für die Rekonstruktion dieses komplexen Zusammenspiels besser geeigneter Ansatz scheint die Beschäftigung mit der Politik der Translation zu sein (D’hulst, S. 20), denn immerhin kann dabei unterschieden werden zwischen der Ebene offizieller Vorgaben und dominierender Diskurse auf der einen und der tatsächlichen translatorischen Praxis auf der anderen Seite, die gerade im Falle des nationalsozialistischen Literaturbetriebs teilweise stark auseinanderklaffen konnten. Obwohl D’hulst in seinen Überlegungen zunächst erneut ein Bild der totalen Durchdringung des kulturellen Feldes durch die nationalsozialistische Macht entwirft:

As all regimes, hegemonic regimes devise language and translation policies that initiate and regulate communication and translation activities in all spheres that they consider relevant to the exercise of power, notable international politics, justice, education, army, economy, literature, press and propaganda. (S. 20)

warnt er zugleich vor einem „one-sided determinism“ (S. 22), der sich einstellt, wenn man Translation einseitig als durch das jeweilige historische Regime geformt auffasst. In der Tat können bestimmte Charakteristika von Translation auch auf Faktoren zurückzuführen sein, die aus früherer Zeit stammen und trotz der Zäsur von 1933 fortbestehen, wie etwa bestimmte Traditionen oder Lektürepräferenzen des Publikums – Fakto-

ren, die auch Van linthout mit Verweis auf Sturge in ihrem Aufsatz thematisiert (vgl. S. 220).

Neben dieser Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen sollte generell die Reichweite einer spezifischen ‚translation policy‘ angesprochen bzw. hinterfragt werden. Denn, obwohl Translation zwischen 1933 und 1945 auf vielen Ebenen Spuren des Nationalsozialismus offenbart, ist es nicht ausgemacht, dass das, was man im translatorischen Bereich beobachtet, Folge von administrativen und politischen Entscheidungen gewesen ist, die gezielt bzw. strategisch Translation zum Gegenstand hatten. Es muss also kein translatorisch spezifischer Zusammenhang zwischen vermeintlich zugrundeliegenden Einflussfaktoren und beobachteten Effekten, also keine translationsbezogene Kausalität vorliegen. Vielmehr ist es möglich, dass die vermeintlichen translatorischen *differentia specifica* Ausdruck von Veränderungen sind, die gleichermaßen auch Nicht-Translatorisches betrafen.⁵

5 Ein gutes Beispiel für eine solche vorschnelle Annahme eines translationsspezifischen Zusammenhangs zwischen beobachtbaren Veränderungen der translatorischen Empirie und dem politischen Umbruch von 1933 findet man wieder bei Sturge, obwohl ihre Monographie insgesamt einen präzise differenzierenden und tentativen Analysestil praktiziert. Verglichen mit dem Jahr 1933 stellt sie für 1934 einen deutlichen Rückgang der Übersetzungen fest (von 342 auf 251) (vgl. Sturge 60f., 56), und vermutet als Ursache „an over-anxious reaction to the onset of literary control“ (ebd.: 58.). Wie den Ausführungen des Buchwissenschaftlers Jan-Pieter Barbian jedoch entnommen werden kann, war dieser Rückgang bis 1934 erstens nicht translationsspezifisch, da er den Buchmarkt insgesamt betraf, und hatte zweitens nur zum Teil mit der politischen Zäsur von 1933 zu tun: Viele Verlage wurden zerschlagen und die Verleger mussten ins Exil gehen, darüber hinaus zeigten sich aber noch bis in das Jahr 1934 hinein Folgen der Wirtschaftskrise, von der gerade mittelständische Verlage und andere Unternehmen, die an der Buchproduktion und Distribution einen wich-

Vom Zusammenhang zwischen translatorischen Vorgängen und den Spezifika des Nationalsozialismus kann man auf eine noch allgemeinere Reflexionsebene steigen und das generelle Verhältnis zwischen Translation und Geschichte problematisieren. Verrät das translationshistorisch Beobachtete etwas über die Geschichte in diesem oder jenem konkreten historischen Abschnitt, d. h. fördert das Studium der Geschichte der Translation eine neue Facette, eine neue, von Historikern vielleicht übersehene Nuance im Verständnis der Geschichte im Allgemeinen zutage oder soll Translationsgeschichte ‚wie im Brennglas‘ zeitunabhängige, universale Facetten der Translation offenbaren, wie es im Klappentext zum vorliegenden Band heißt? Auf unseren Fall bezogen: Verhilft die Erforschung der Translation im ‚Dritten Reich‘ letztlich dazu, die Zeit 1933–1945 besser nachzuvollziehen oder leistet sie einen Beitrag zum allgemeinen Translationsverständnis? Es handelt sich um durchaus unterschiedliche Bezugsrahmen für die translationshistorische Forschung, über die in der Translationswissenschaft diskutiert wird.⁶

Einen Versuch, den zweiten Weg zu beschreiten und translationshistorisch Partikulares aus translationstheoretischer Perspektive zu deuten sowie diese Deutung selbst zugleich translationstheoretisch zu ‚verwerten‘, unternimmt TOMASZ ROZMYŚLÓWICZ in seinem Beitrag „Translation und kollektive Exklusion“ (S. 105–129). Den Gegenstand seiner Überlegungen bildet die siebente der insgesamt zwölf Thesen, die die nationalsozialistisch gewordene Deutsche Studenten-

tigen Anteil hatten, besonders betroffen waren (vgl. Barbian 2015b: 161ff.).

6 Vgl. z. B. Christopher Rundles Positionsbeitrag im Forum „Translation and history“ in der Zeitschrift *Translation Studies* (2012) sowie verschiedene ‚responses‘ darauf.

schaft am 12. April 1933 als Auftakt der Aktion „Wider den undeutschen Geist“ per öffentlichem Anschlag verbreitet hat. Darin wird u. a. gefordert, die auf Deutsch verfassten Werke ‚jüdischer‘ Autoren als Übersetzungen aus dem Hebräischen zu kennzeichnen. Den spektakulären Tiefpunkt dieser Aktion bildete bekanntlich die Bücherverbrennung am 10. Mai 1933 in mehreren deutschen Städten. Unter Rückgriff auf Tourys Konzept der „assumed translation“ (vgl. Toury 1995/2012: 93f.) sowie den differenztheoretischen Ansatz von Naoki Sakai (vgl. 2009, 2018) ordnet Rozmysłowicz nun diese Forderung sowie und vor allem deren ausgebliebene Umsetzung translationstheoretisch ein.

Beim Rezensenten hinterließ dieser Einordnungsversuch einen gemischten, teilweise verwirrenden Eindruck. Zum einen war nicht nachzuvollziehen, warum der Verfasser das besagte translatorische Ereignis unter Verwendung des von Toury eingeführten Konzepts der Pseudotranslation näher zu fassen versuchte. Als *Pseudotranslation* definiert Toury einen Text, der „im Inneren“, d. h. in seiner Wirkung auf die Beobachter einer Zielkultur wie ein Translat funktioniert bzw. funktionieren soll (etwa weil es sich aufgrund tradierter Editionspraktiken als solches ausweist: Durch explizite Markierungen im verlegerischen Peritext vom Typ „Übersetzt von XY“ o. ä.), „objektiv“ gesehen aber, also vom in der Toury’schen Definition notwendigerweise angelegten Standpunkt eines außenstehenden Beobachters (den wiewohl auch Akteure ‚im Inneren‘ einnehmen können), kein Translat sei (Toury 2012: 47: „[producers of texts] may [...] offer texts, often even actually compose them, as if they were translations“). Im vorliegenden Fall hat man in der Innenperspektive im Gegenteil eher mit ‚Pseudooriginalen‘ zu tun. Die Werke jüdischer Autoren funktionieren zunächst einmal wie Originale, sie weisen sich – auf der Ebene der Produktion, des Vertriebs, der bibliothekarischen Aufbewahrung,

letztlich sogar als Einträge auf den „Schwarzen Listen“, die bei der späteren Verbrennungsaktion verwendet wurden (vgl. Barbian 2015a: 9) – als Originale aus, sie sind nicht als Translate markiert. Erst im – logisch, nicht unbedingt chronologisch gesehen – zweiten Schritt tritt die Deutsche Studentenschaft auf die Bühne und will in einer ‚entlarvenden‘ Geste diesen ‚unwahren‘ Zustand korrigieren und diese Originale als Übersetzungen ausgewiesen wissen. In deren Perspektive hat man hier also nicht mit Texten zu tun, die wie Übersetzungen ‚funktionieren‘, in Wirklichkeit aber keine seien, sondern umgekehrt mit Texten, die als Originale erscheinen, aber ‚in Wirklichkeit‘ (in den Augen der Deutschen Studentenschaft) Translate darstellen würden, wobei nicht nachzuprüfen ist, ob die Urheber der Thesen daran glaubten oder nicht.⁷

In seinem Beitrag legt Rozmyslowicz trotzdem überzeugend dar, welches Translationsverständnis und die damit einhergehende Intention diesem Aufruf zugrunde lag: nämlich Exklusion. In der Tat wäre die Kennzeichnung von ‚jüdischen Werken‘ als Übersetzungen eine Möglichkeit gewesen, „die Juden“ aus dem ‚deutschen‘ Innen in dessen Außen“ zu verweisen (S. 117), mithin ein Beitrag zur Säuberung der „deutschen“ Kultur von allem „Undeutschen“. Die endgültige Schlussfolgerung bezüglich der Frage, warum der Aufruf der Deutschen Studentenschaft nicht in die Tat umgesetzt wurde, d. h. der Versuch des Verfassers eine historische Kausalität für das Nicht-Zustandekommen eines Ereignisses aus translationsinhärenten, dazu auch „notwendigen“ (S. 119) Gründen herzuleiten, überzeugt dennoch nicht und zeigt zugleich eine

7 Warum der Verfasser diesen Widerspruch offenbar nicht wahrnimmt, bleibt umso unerklärlicher, als er selbst korrekterweise ausführt, dass es in diesem Fall nicht darum ging „Autorschaft zu *verbergen*, sondern [die angebliche] Übersetzerschaft zu *enthüllen*“ (S. 111; Hervorh. i. O.).

prinzipielle „Bemühtheit“ konstruktivistischer Herangehensweisen an geschichtlich Konkretes. Wäre die Forderung umgesetzt worden, hätte dies, so Rozmyslowicz, eine Unterminierung der herrschenden NS-Ideologie nach sich gezogen, was natürlich nicht passieren durfte (S. 120f.). Wie das? Unter Verweis auf Klaus Holz' (1998) Herausarbeitung ‚des Juden‘ innerhalb der NS-Ideologie als Symbol einer ‚ortlosen‘ Nicht-Identität, dessen Funktion darin bestehe, das Prinzip der nationalen Identität als solches in Frage zu stellen bzw. zu bedrohen (und somit durch die Oppositionalität zu bekräftigen), hätte die Markierung der ‚jüdischen Werke‘ als Übersetzungen deren Verfasser zu ‚bloßen‘ Ausländern gemacht und ihnen damit eine prinzipielle nationale Identität verliehen, sie als Vertreter einer Nation ‚konstruiert‘:

‚Der Jude‘ hätte damit seine Ortlosigkeit und seine Funktion, verloren, die Ungewissheit über die Möglichkeit von nationaler Gemeinschaft und Identität zu absorbieren. [...] Denn i[m] Begriff [der Übersetzung] steckt ja auch eine gewisse Anerkennung von anderen als eine andere Kultur- und Sprachgemeinschaft und damit die Unterstellung ihrer prinzipiellen Gleichartigkeit (wenn auch nicht unbedingt) Gleichheit. (S. 121).

Der simpleren, von Rozmyslowicz ebenfalls angeführten Deutung anderer Autoren, die Nicht-Umsetzung sei mit der Absurdität der Forderung zu erklären, ist in diesem Fall Vorzug zu geben. Denn die in sich widersprüchliche, von „wühlender Konkurrenz“ (Mann 2009: 868) geprägte Maschinerie der Nationalsozialisten zur Vernichtung von Kulturgut und zur „Säuberung“ des deutschen Schrifttums von allem „Un-deutschen“ hätte einer solchen Ausweisung von ‚jüdischen‘ Originalen als Übersetzungen gar nicht erst bedurft. Die einfache Verfasserschaft und die Etikettierung als ‚Feinde des deutschen Volkes‘ aus rassistischen oder politischen Gründen waren für die Nationalsozialisten vollkommen ausreichend, um Buchtitel von unerwünschten Autoren in ‚Schwarze Listen‘

aufzunehmen und durch Vernichtung sowie subtilere Formen von Gewalt (etwa durch Aussonderung aus den Beständen des ‚Deutschen Schrifttums‘) aus dem öffentlichen Verkehr zu ziehen. Umgekehrt war die Literaturpolitik der Nationalsozialisten diachron gesehen keineswegs homogen. Die Reichspogromnacht war in vielerlei Hinsicht eine ‚innere‘ Zäsur, vor der durchaus „eine gewisse Anerkennung von anderen als eine andere Kultur- und Sprachgemeinschaft“ zu beobachten war, freilich ohne dass daraus eine „prinzipielle Gleichartigkeit“ resultieren würde. Um nur ein (wenn auch frappantes) Beispiel zu nennen: Bis 1938 existierte in Berlin der Schocken Verlag, ein von den Nazis ‚offiziell‘ tolerierter Verlag, in dem belletristische Werke jüdischer Autoren und auch Übersetzungen erschienen, freilich ohne die Möglichkeit über den traditionellen Buchhandel vertrieben zu werden. Allein dieses Beispiel relativiert die Generalisierbarkeit der Holz’schen Konstruktion und der daraus resultierenden Schlussfolgerungen.

Offenbar stoßen Versuche, translationshistorische Empirie, zumindest in diesem historischen Abschnitt, mit Hilfe ‚zielkulturell‘ ausgerichteter Modelle oder auf ähnliche Art (etwa indem man von einem ‚translatorischen Feld‘ oder einer ‚Translationskultur‘ ausgeht) zu rahmen, an ihre Grenzen: die Ebene des Allgemeinen ‚proliferiert‘, wird plural und lässt sich nicht durch ein bestimmtes ahistorisches Konzept einfangen. Wie D’hulst zu Recht in der *Conclusio* zu seinem Aufsatz anmerkt, können Ergebnisse empirischer Studien mitunter deutlich von dem abweichen, was man bei der Applikation eines „pre-existing and quite familiar frame“, etwa der DTS, erwarten würde (S. 25). Besonders deutlich wird es, wenn man sich translatorische Vorgänge anschaut, die zwar nicht unmittelbar in der ‚Zielkultur‘ des ‚Dritten Reichs‘ stattfanden, aber als mittelbare, nicht beabsichtigte Folge der Machtübernahme der Nationalsozialisten angesehen werden können: nämlich die

vielfältigen translatorischen Prozesse im *Exil*. Dem Thema ‚Translation im Exil‘ sind gleich mehrere Aufsätze im Band gewidmet, von denen der Beitrag von LARISA SCHIPPEL (S. 349–365) einen interessanten Vorstoß in der kritischen Reflexion auf die angesprochenen Problematiken des zielkulturellen Denkens darstellt. In ihrer Studie befasst sich Schippel mit der im Exil stattgefundenen translatorischen Dissemination des ebenfalls im Exil entstandenen antifaschistischen Romans *Fontamara* (1933) von Ignazio Silone. Der methodische Ansatz, den sie dabei benutzt, besteht darin, zunächst das empirische Material ihres ‚Falles‘, d. h. bibliographische Daten zu Ausgangstexten und Übersetzungen sowie rekonstruierbare biographische Verflechtungen zwischen den in das Übersetzungsgeschehen involvierten Akteuren mit ihren jeweiligen Motivlagen und Interessen zusammenzutragen und als Netzwerk gewissermaßen zu kartieren. Diese transkulturelle Zusammenschau führt zu Beobachtungen des translatorischen Geschehens, die im Rahmen einer zielkulturellen Betrachtungsweise nicht möglich gewesen wären. Denn weder der Genfer Freundes- und Bekanntenkreis um die Übersetzerin Nettie Sutro Katzenstein als kollektiver Initiator und ‚Ausführer‘ der deutschen *Fontamara*-Übersetzung (S. 259f.), noch die Tatsache, dass bei der weiteren Verbreitung des Romans via Translation nicht nur das italienische Original, sondern auch die deutsche Übersetzung eine maßgebliche Rolle spielte (S. 360f.), lassen sich adäquat im Rahmen von translationswissenschaftlichen Konzepten abbilden, die Translate und Translatoren einer bestimmten ‚Zielkultur‘, einer national(staatlich) begrenzten ‚Translationskultur‘ oder einem ‚translatorischen Feld‘ zuordnen und damit potentiell essentialisieren. Vielmehr entsteht hier das Bild eines translatorischen Geschehens, das sich in einem nicht-behälterhaften, quasi rhizomartigen translatorischen Raum einer „endlosen Semiose“ (S. 262) entfaltet, in

dem Akteure nicht so sehr aufgrund ihrer „nationalen Zugehörigkeit“ (ebd.), sondern in diesem Fall aufgrund ihrer von Anfang an internationalistisch vermittelten sozialistischen Haltungen und Motiven handeln.

Ein anderes, aber nicht weniger gewichtiges methodisches Problem, das nicht das Verhältnis zwischen Translationsgeschichte und translationswissenschaftlichen Theorieangeboten, sondern das Verhältnis zwischen Translationsgeschichte und ihrem Primärmaterial betrifft, stellt das Ausmaß und die Notwendigkeit von plausiblen Spekulationen und indirekten Hermeneutiken angesichts einer intrinsisch bedingten ‚Quellenmangelage‘ dar. Die letztere ist zum einen auf die nach wie vor zu beobachtende relativ geringe Archiwürdigkeit von Übersetznachlässen und generell von Dokumenten, die translatorische Vorgänge betreffen, zurückzuführen. Wie bereits oben im Zusammenhang mit dem Beitrag von Malgorzata Tryuk angesprochen stellt sich das Problem der lückenhaften Überlieferung von Primärquellen, mit der prinzipiell jeder Historiker konfrontiert werden kann, für den Translationshistoriker, zumal in Bezug auf solche ‚turbulenten‘ Abschnitte der deutschen Geschichte wie die NS-Zeit, verschärft dar. Zum anderen wird seine Arbeit durch die relative Unsichtbarkeit von Translatoren in gedruckten Zeugnissen erschwert, sei es in verlegerischen Peritexten, sei es in inhaltlicher Hinsicht, etwa in Autobiographien. Was sie verrichten, wird oft als infrastrukturelle Selbstverständlichkeit wahrgenommen, was zur Nicht-Thematisierung ihrer Arbeit, zur Nicht-Erinnerung an ihre Namen usw. führt. All das erschwert oder verunmöglicht unter Umständen eine sichere Zurückverfolgung von Spuren translatorischer Handlungen und damit letztlich die Rekonstruktion von Translationsgeschichte. Gleich mehrere Beiträge im Band zeigen aber, dass es durchaus möglich und legitim ist, Lücken im Primärmaterial durch plausible Vermu-

tungen zu ‚überbrücken‘. So spekuliert z. B. Raphaela Wiltsche in ihrem oben bereits erwähnten Beitrag, ob Beispieltex-te in den Lehrheften der *Dolmetscher-Bereitschaft* von Angehörigen der Wlassow-Armee verfasst wurden, die „innerhalb des russisch-sprachigen soziokulturellen Kontextes“ sozialisiert wurden und mit den sowjetischen Gegebenheiten vertraut sein mussten (S. 95). Mit Fragmentarität des Materials bzw. teilweise gänzlichem Fehlen von direkten Hinweisen auf translatorische Vorgänge sieht sich auch Marta Borning in ihrer ebenfalls oben erwähnten Studie zur Translation in polnischen Ghettos konfrontiert. Aufgrund der überlieferten Informationen bzgl. anderer Tätigkeiten der involvierten Akteure bzw. aufgrund der Tatsache, dass bestimmte Dokumente in den von ihr unter-suchten Archivbeständen in verschiedensprachigen Ausfertigungen vorlagen, schließt sie auf die Notwendigkeit von Translation.

In dieser Hinsicht besonders instruktiv ist der Beitrag von BARBARA REITZ „Möglichkeiten und Grenzen einer Überset-zerbiographie Stefan I. Kleins – ein Praxisbericht“ (S. 171–193), auch wenn von allen im Band enthaltenen Aufsätzen die-ser am wenigsten mit dem Thema des Bandes „Translation und ‚Drittes Reich‘“ zu tun hat. (Man erfährt nur im ersten Satz, dass Stefan I. Klein im Exil in England gestorben ist, dass er also ein Exilierter, ein vom Nationalsozialismus Betroffener war. Welche Auswirkungen dies auf seine übersetzerische Tä-tigkeit hatte und ob die Beantwortung dieser Frage womöglich ein spezifisch auf die historische Formation ‚Drittes Reich‘ zu-geschnittenes methodisches Instrumentarium erfordert, wird im Beitrag nicht thematisiert.) Jedoch macht er wie kein ande-rer im Band deutlich, dass die Translationsgeschichte einen re-flektierten methodischen Umgang mit überlieferten Quellen, dem primären Stoff ihrer Arbeit, benötigt. Die Verfasserin stellt sich der Frage, wie sie mit dem unsicheren und fragmen-

tarischen Charakter der Quellen umgehen kann oder soll, und greift hier gekonnt auf den methodischen Erfahrungsschatz der Geschichtswissenschaft zurück (Quellenkritik, Quellenstrukturierung, Umgang mit Datierungslücken usw.). Darüber hinaus problematisiert Reitz die oben angesprochene, nach wie vor vorhandene relativ niedrige Archivwürdigkeit translations- und translatorbezogener Primärquellen und knüpft daran durchaus verallgemeinerbare methodische Überlegungen. Der informative Wert des Beitrags wird bedauerlicherweise dadurch gemindert, dass er stellenweise eine Zusammenfassung woanders publizierter Recherche- und Analyseergebnisse bar konkreter Analysebeispiele darstellt, so dass der Leser selbst nicht immer die Möglichkeit hat, nachzuvollziehen, wie die Autorin zu diesem oder jenem Schluss gelangt. Er ahnt, dass das Material, die theoretische Modellierung und die durchgeführten Analysen weit über den Rahmen eines Aufsatzes hinausgehen, und wäre besser damit bedient, einen kleineren, aber mit nachvollziehbaren Beispielen untermauerten Ausschnitt aus dem Übersetzerbiographischen Projekt „Stephan I. Klein“ präsentiert zu bekommen (man hätte sich z. B. auf die vielversprechend wirkende Applikation des *Grounded-Theory*-Ansatzes beschränken können. Im Beitrag nennt die Autorin nur die Ergebnisse des Kodierens; was genau und wie damit kodiert wurde, bleibt aber unerwähnt).

Beschließen möchte ich diese Rezension mit der Besprechung der materialgesättigten und zu methodologischen Reflexionen anregenden Studie von MAGDALENA PARTL. In ihrem Aufsatz „Hermen von Kleeborn – eine Kulturvermittlerin und der Nationalsozialismus“ (S. 299–328) demonstriert sie überzeugend den Nutzen der biographischen Methode in der Translationsgeschichte, d. h. die Rekonstruktion und Betrachtung translationshistorischer Vorgänge durch das Prisma eines einzelnen übersetzerischen Schicksals. Durch Auswertung un-

zähliger Archivadokumente, vor allem aus dem Nachlass der Übersetzerin im Literaturhaus Wien, rekonstruiert Partl den verschlungenen Werdegang der Wienerin Kleeborn als Übersetzerin und Verlagsmitarbeiterin vor, während und nach dem Ende des ‚Dritten Reichs‘, ihre Zusammenarbeit mit Verlagen sowie ihr literarisches Netzwerk. Zugleich führt die Autorin vor Augen, dass eine intensive Beschäftigung mit translationsbezogenem Archivmaterial zu einer tentativen Haltung bei der Beurteilung des Verhältnisses zwischen der partikularen Empirie und naheliegenden ‚Verallgemeinerungsdiskursen‘ führt, ob diese nun aus der Translatologie oder aus der Geschichtswissenschaft stammen:

War Kleeborn eine überzeugte Nationalsozialistin? Wahrscheinlich nicht. War sie eine Widerstandskämpferin und den Ideen des Nationalsozialismus vollkommen abgeneigt? Diese Vermutung scheint ebenso wenig nahezuliegen. Möglicherweise war Kleeborn – wie viele ihrer Zeitgenossen – eine einfache Opportunistin. (S. 318)

Der Beitrag zeigt, dass Translation unter der NS-Herrschaft eben nicht nur unter den ‚Ausnahmebedingungen‘ stattfand. Bzw., differenzierter: Wenn man die NS-Herrschaft als einen einzigen Ausnahmestand betrachtet, so waren die in dieser Zeit und in diesem Herrschaftsbereich erfolgten translatorischen Handlungen und Ereignisse in sehr unterschiedlichem Maße von diesem Ausnahmestand betroffen. Das Spektrum reichte von Translation, die direkt an spezifisch nationalsozialistische Gegebenheiten und Topoi gekoppelt war: spazial, temporal und kausal, und auf existentiell extreme Art davon geprägt war, bis hin zu Translation, die auf die gleiche Art und mit vergleichbaren Ergebnissen auch in völlig anderen Kontexten hätte stattfinden können und auch stattgefunden hat, einfach weil bestimmte Dinge nach 1933 trotz des zivilisatorischen Bruchs nicht aufgehört haben zu existieren, zu wirken, ihre Gültigkeit zu haben. Die 1908 in Wien geborene Kleeborn

wurde 1940 zu Übersetzerin, unter Umständen, die nichts spezifisch Nationalsozialistisches hatten, wenn man von der Tatsache absieht, dass ihr biographischer oder politischer Hintergrund sie nicht automatisch zur Feindin des NS-Regimes machten: Sie bewarb sich schriftlich auf eine Anzeige bei einem 1924 in Naunhof bei Leipzig gegründeten F. W. Hendel Verlag, der für eine geplante Balzac-Edition nach Übersetzern suchte. Auch ein solches übersetzerisches Projekt – Neuübersetzungen ‚zeitloser‘ Klassiker in Form einer Edition ‚ausgewählter Werke‘ – war für die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts nichts Ungewöhnliches. Zu dem Verlag selbst finden sich keine Angaben im dem ‚Dritten Reich‘ gewidmeten Band der *Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert* (Fischer/Wittmann 2015). Eine schnelle Recherche im DNB-Katalog zeigt, dass der Verlag schwerpunktmäßig Autoren wie Dickens, Dumas, Fontane usw. herausgab. Die (im Übrigen nicht realisierte) Balzac-Ausgabe, an der Kleeborn als Übersetzerin beteiligt war, stand in einem indifferenten Verhältnis zum NS-Regime: Sie schadete ihm nicht und ließ sich auch umgekehrt nicht als ‚völkisch‘ oder sonst wie instrumentalisieren.

Welchen Stellenwert Kleeborns Geschichte im künftigen Narrativ über die Translation im ‚Dritten Reich‘ auch einnehmen wird – eins zeigt Partls Beitrag und auch der von Larisa Schippel und Julia Richter herausgegebene Band insgesamt ganz deutlich: Translationshistorische Sondierungen und Reflexionen bleiben eine Herausforderung und zugleich eine reiche Quelle von Anregungen für methodische Ansätze und theoretische Konzeptionen der „Gegenwartswissenschaft“ (Dizdar 2015) Translatologie.

Quellenverzeichnis

- ANDRES, Dörte / RICHTER, Julia / SCHIPPEL, Larisa (2016): „Vorwort der Herausgeberinnen“. In: DIES. [Hrsg.]: *Translation und „Drittes Reich“. Menschen – Entscheidungen – Folgen (= Transkulturalität – Translation – Transfer, Bd. 25)*. Berlin: Frank & Timme. S. 9–15.
- BARBLAN, Jan-Pieter (2015a): „Die Arbeits- und Lebensbedingungen der Schriftsteller“. In: FISCHER, Ernst / WITTMANN, Reinhard [Hrsg.]: *Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert*. Band 3: *Drittes Reich*. Teil 1. Berlin / Boston: De Gruyter. S. 7–72.
- BARBLAN, Jan-Pieter (2015b): „Der Buchmarkt: Marktordnung und statistische Marktdaten“. In: FISCHER, Ernst / WITTMANN, Reinhard [Hrsg.]: *Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert*. Band 3: *Drittes Reich*. Teil 1. Berlin / Boston: De Gruyter. S. 161–196.
- DIZDAR, Dilek (2015): „Translationswissenschaft – als Gegenwartswissenschaft“. In: LAMPING, Dieter [Hrsg.]: *Geisteswissenschaft heute. Die Sicht der Fächer*. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag. S. 194–209.
- FISCHER, Ernst / WITTMANN, Reinhard [Hrsg.]: *Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert*. Band 3: *Drittes Reich*. Teil 1. Berlin / Boston: De Gruyter.
- HOLZ, Klaus (1998): „Gemeinschaft und Identität. Über den Zusammenhang nationaler und antisemitischer Semantiken“. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 23/3. S. 3–25.
- MANN, Golo (192009): *Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts*. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag. [Zuerst 1958 bei Büchergilde Gutenberg.]
- NIETZSCHE, Friedrich (1874/1988): „Unzeitgemäße Betrachtungen, Zweites Stück: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“. In: DERS.: *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden*, hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Bd. 1. München: dtv / Berlin u. a.: De Gruyter. S. 243–334.
- RUNDLE, Christopher (2012): „Translation as an approach to history“. In: *Translation Studies* 5/2. S. 232–240.
- SAKAI, Naoki (2009): „How Do We Count Language? Translation and Discontinuity“. In: *Translation Studies* 2/1. S. 71–88.
- SAKAI, Naoki (2018): „The Modern Regime of Translation and its Politics“. In: D’HULST, Lieven / GAMBIER, Yves [Hrsg.]: *A History of Modern*

- Translation Knowledge. Sources, Concepts, Effects.* Amsterdam / Philadelphia: John Benjamins Publishing Company. S. 61–74.
- STURGE, Kate (2004): *“The Alien Within”. Translation into German during the Nazi Regime.* München: iudicium.
- TASHINSKIY, Aleksey (2018): *Literarische Übersetzung als Universum der Differenz. Mit einer analytischen Studie zu deutschen Übersetzungen des Romans Oblomov von I. A. Gončarov (= Ost-West-Express. Kultur und Übersetzung, Bd. 33).* Berlin: Frank & Timme.
- TOURY, Gideon (1995/2012): *Descriptive Translation Studies and Beyond.* Amsterdam / Philadelphia: John Benjamins Publishing Company.
- VAN LINTHOUT, Ine (2018): „Literary Translation from Flemish into German during the Nazi Regime“. In: *Journal of Dutch Literature* 9/2. S. 9–34. URL: <<https://www.journalofdutchliterature.org/index.php/jdl/article/view/185>> (21.04.2024).